

# Erörterungen zu Theorie und Praxis der Schriftlichkeit in der heutigen Zeit [Schluss folgt]

Autor(en): **Buhofer, Annelies**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421405>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Erörterungen zu Theorie und Praxis der Schriftlichkeit in der heutigen Zeit

Von Dr. Annelies Buhofer

Für die Medien sind verschiedene Aspekte der Schriftlichkeit zu einem Thema geworden. Wenn man die Zeitungen durchblättert, sieht man immer wieder Artikel, die um zwei Fragenkomplexe kreisen: Der eine Fragenkomplex ist der *Analphabetismus in den westlichen Industriegesellschaften*. Es ist die Rede davon, wie viele Menschen — auch in den Industrieländern — im Grunde genommen Analphabeten seien bzw. wie viele Menschen — wenn sie schreiben müßten — das nur sehr schlecht könnten. Die Titel lauten etwa „Analphabeten nicht nur in Entwicklungsländern“ oder „Analphabetismus unter uns“.

Der andere Fragenkomplex ist die *technologische Überholtheit des Schreibens*. Meistens geht es darum, daß die Zeiten des Schreibens wohl vorbei seien und je länger, je mehr durch die Zeiten des Computers, des elektronischen Notizbuches und des Telefons abgelöst würden. Kaum jemals wird die Gelegenheit verpaßt, anlässlich der periodischen Taxaufschläge der Postanstalten den Rückgang des privaten Briefeschreibens zu beklagen und die hohen Briefbeförderungskosten mindestens zu einem Teil dafür verantwortlich zu machen.

Dazu muß man allerdings sagen: Analphabetenstatistiken wurden z. B. in Deutschland nur bis etwa 1900 überhaupt gemacht. Wer seinen Namen schreiben konnte, galt damals als alphabetisiert. Heute gilt als alphabetisiert: wer erstens ein öffentliches Telefon einschließlich Telefonbuch benutzen kann, zweitens wer ein Zeitungsinserat lesen kann, das ihn selber betrifft, und wer drittens ein einfaches Formular auf der Post auszufüllen versteht.

Wer heute nur seinen Namen schreiben kann, gehört in der drei- bis fünfstufigen Klassifikation der Analphabeten zur untersten Klasse der völligen Analphabeten.

Zudem ist es allenfalls denkbar, daß zum Beispiel die Büroarbeit in Zukunft ohne Papier auskommt, im Sinne des Zitats: „Das Büro der Zukunft paßt in einen Aktenkoffer. In diesem Koffer befinden sich ein Mikrocomputer, ein Bildschirm und ein Datenspeicher.“ Aber es ist kaum denkbar, daß die Computer ohne Schreibkenntnisse bedient werden können. Und wenn man sieht, welche Papierberge Computer heute produzieren, kann man auch an der künftigen Verringerung von Papier zweifeln.

Es ist also weder eindeutig klar, daß wir „wieder“ mehr Analphabeten haben, noch daß sich das Schreiben technologisch über-

holt hat. Ein möglicher Ansatzpunkt für die Einschätzung der Entwicklung der Schriftlichkeit wären Kenntnisse darüber, welche Rolle das Schreiben im Alltag derjenigen Menschen spielt, die nicht von Berufes wegen Bücher schreiben und die wohl 99,9 Prozent der Gesellschaft ausmachen. Darüber gibt es aber keine Untersuchungen.

Wenn man die Literatur zum Thema Schreiben durchsieht, so findet man kaum empirische Aussagen über konkretes Schreiben, wohl aber *Äußerungen zum Schreiben als psycholinguistischem Problem*.

Schreiben gilt als schwierigste und komplizierteste Form der absichtlichen und bewußten Sprachtätigkeit, gleichsam als Algebra der Sprache. Dies im wesentlichen deshalb, weil es

1. ein Sprechen ohne die lautliche Seite der Sprache ist und somit ein Sprechen in der Vorstellung, weil es
2. ein monologisches Sprechen ohne Gesprächspartner ist, weil es
3. sich nicht von selbst ergibt wie das Sprechen, sondern willkürlich gewollt und realisiert werden muß, weil es
4. ausführlicher sein muß, damit es der Leser auch versteht, und weil es
5. generell bewußter passieren muß.

Das steht so schon bei einem Klassiker der Sprachpsychologie — bei WYGOTSKY in seinem Buch „Denken und Sprechen“, das 1934 in Moskau erschienen ist — und ist in viele Arbeiten zur Problematik des Schreibenlernens eingegangen.

Dieser Auffassung liegen eine ganze Reihe von Vorannahmen zugrunde, die hier nicht im einzelnen besprochen werden können. Zusammenfassend kann man aber sagen, daß damit vor allem ein sorgfältiges, geplantes Schreiben, ein quasiliterarisches Schreiben angesprochen wird, nicht aber allfällige alltägliche Schreibprozesse.

Auch die *Schreibdidaktik* thematisiert das Schreiben unter dem Gesichtspunkt, daß es sich dabei um einen geplanten Prozeß mit mehreren Phasen der Überprüfung und Überarbeitung handeln müsse. Und schließlich spricht auch die *Linguistik* immer nur von den konstitutiven Unterschieden zwischen mündlicher und schriftlicher Kommunikation. Da wird allgemein von den „pragmatischen Defiziten der Schriftkonstitution“ gesprochen und konkret von a) Einwegigkeit, b) Reduktion der paraverbalen und nichtverbalen Kommunikationsmöglichkeiten und c) vom Wegfallen des pragmatischen Kontextes.

Dabei gibt es auch Vorkommen der gesprochenen Sprache, die gespeichert und insofern einwegig sind; man denke an Tonband-

aufnahmen, Filmaufnahmen, also weite Bereiche der Medien. Und es gibt auch Vorkommen geschriebener Sprache, die in eine einzige Situation eingebettet sind: z. B. Zettelchen, die man in der Schule oder während eines Vortrags hin- und herschiebt. Zudem ist es eine Frage der konkreten Situationsdefinition, ob Einwegigkeit vorliegt: wenn man die Antwort auf einen Brief in dieselbe Situation hineinnimmt, liegt keine Einwegigkeit vor.

Ferner gibt es nicht nur paraverbale Informationen des Gesprochenen, sondern auch solche des Geschriebenen: z. B. ist es für den Empfänger sehr aufschlußreich, ob rosa Papier oder Umweltschutzpapier verwendet wurde, ob von Hand geschrieben wurde usw.

Und schließlich ist es unsinnig anzunehmen, schriftliche Texte stünden in keinem pragmatischen Kontext.

Von einem Wesen schriftlicher Kommunikation bleibt also bei genauerem Hinsehen viel weniger übrig, als man anfänglich gedacht hat. Was vom Schreiben gesagt wird, gilt nur für das Schreiben expliziter Texte wie Bücher oder Aufsätze.

Schon theoretische Überlegungen zeigen allerdings, daß diese weitverbreitete Einschränkung auf ganz bestimmte Segmente der Schreibtätigkeit nicht haltbar ist und auf einer falschen Entgegensetzung von Sprechen und Schreiben beruht, die nur durch die Ausklammerung konkreter, nicht ins Bild passender Schreibvorkommen möglich ist. Sprechen gilt von jeher als spontan und ungeplant sowie kulturgeschichtlich bedeutungslos, während Schreiben als geplant und kulturell wertvoller erscheint. Schon Definitionen gesprochener Sprache kommen daher nicht ohne massive Ausgrenzung, z. B. vorbereiteter Rede, aus. Definitionen geschriebener Sprache sind sich dieser Ausgrenzungen oft nicht einmal bewußt.

Die Auffassungen vom Sprechen und Schreiben haben geschichtliche Gründe und Hintergründe: die Schreibpraxis hat sich, soweit sie eine geschichtliche Rolle spielt, als Praxis des Schreibens von literarischen, philosophischen und wissenschaftlichen Texten entwickelt. Als die allgemeine Schulpflicht und damit die allgemeine Schreiblernpflicht eingeführt wurde, hat man die Merkmale des Bücherschreibens auf jegliches Schreiben übertragen. Die Geschichtsschreibung des Schreibens bietet selber die besten Belege für die Allgegenwärtigkeit des Bildes vom Schreiben langer, überlegter Texte, indem sie die Geschichte nur auf die Herausbildung wissenschaftlicher und literarischer Texte hin anschaut. Die Geschichte der geschriebenen Texte wird aufgefaßt als Prozeß, in dem die schriftlichen Texte ihre naturgemäßen, wesenhaften Elemente entfalten und ihre gültigste Realisierung in expliziten autonomen Texten erfahren.



Der methodische Mechanismus, der dieser Betrachtungsweise zugrunde liegt, ist der folgende: als Prototyp der Schriftlichkeit gilt der maximale strukturelle Gegensatz zu allem, was mündlich ist; das sind z. B. Lexika und Enzyklopädien.

Immerhin kann man zugestehen, daß das wissenschaftliche und literarische Schreiben vor der allgemeinen Alphabetisierung wohl ausschließlicher praktiziert wurde, daß der quantitative relative Stellenwert dieses Schreibens erst in diesem Jahrhundert gesunken ist. Dabei ist aber nicht von der Hand zu weisen, daß die darauf eingeschränkte Optik heute auf veralteten Vorstellungen beruht, die im letzten Jahrhundert quantitativ eher berechtigt gewesen sein mögen, aber qualitativ auch damals nicht die gesamte Schriftlichkeit erfassen konnten.

Auch ein Schreibbegriff ist etwas Historisches, und unser Schreibbegriff ist überholt. Die praktische Überprüfung bestätigt diese Auffassung: Ich habe in einem Fabrikationsbetrieb Untersuchungen zum alltäglichen beruflichen Schreiben durchgeführt. Aus den Ergebnissen möchte ich hier nur zwei Aspekte herausgreifen: die Einstellung zum Schreiben und die Merkmale dessen, was konkret geschrieben wird.

### *A. Die Einstellung zum Schreiben*

Wenn man die Klagen hört darüber, daß die Bedeutung der Schriftlichkeit zurückgehe, könnte man sich denken, daß heutzutage nur noch in einigen wenigen Spezialistenberufen wirklich geschrieben werden muß, daß aber von einer Mehrheit der Erwachsenen so selten geschrieben wird, daß das Schreiben quantitativ vernachlässigt werden kann und *qualitativ für die Berufstätigen selber so wenig ins Gewicht fällt*, daß sie den Eindruck haben, Schreiben sei für ihre Berufspraxis im großen ganzen unwesentlich.

Um herauszufinden, ob das zutrifft oder nicht, habe ich die Leute deshalb *gefragt, ob sie selber im Laufe eines Arbeitstages schreiben* und wie sie den *Stellenwert des Schreibens im Betrieb* allgemein veranschlagen.

Wider Erwarten sagten *fast alle Befragten*, daß *Schreiben* durchaus zu *ihrem beruflichen Alltag* gehöre. Etwa die Hälfte schreibt sogar „mehrmals“ bis „x-mal“ täglich.

Auf die Frage, ob alle Mitarbeiter des Betriebes in die Lage kämen, daß sie schreiben müßten, meint etwa die Hälfte, es gebe im Betrieb niemanden, der darum herumkäme.

Hinter dieser Aussage steht teilweise die selbstverständliche Sicherheit, daß jeder in der Schule lesen und schreiben gelernt hat.

Man kann sich nicht vorstellen, daß man über diese elementare Fähigkeit nicht verfügen könnte. Für die Befragten *verblaßt der quantitative Aspekt* der Frage, ob und wieviel man tatsächlich schreibt, zunächst *hinter der qualitativen Bedeutung*, die das Schreiben hat: Wer nicht schreibt, kann vielleicht nicht schreiben, und wer nicht schreiben könnte, wäre nicht ernst zu nehmen.

Lesen und Schreiben können ist etwas, was die Schweizer — ihrem eigenen Bewußtsein nach — klar von den anderssprachigen *ausländischen Arbeitern* unterscheidet. Das wird auch an folgendem Gespräch deutlich. Es kommt jemand vom Wasserwerk zum Portier und sucht einen Arbeiter, der in einem der Nachbarhäuser wohnt und den Keller aufschließen sollte, damit die Wasseruhr überprüft werden kann:

ZY: Schaffed bi Ine en Vasooli, wo i der Metallstroos wont (. . .)

P: Mues einisch emol mis Ding nocheluege do, mi Karthek (. . .)  
Händ ir prichtet gha i dem vorher?

ZY: Nei, nei.

P: Dasch halt äbe e chli schlimm, me sett ame vorher *e Zädel häre hänke*: „*bitte Keller offenlassen*“, wie de Chämifääger.

ZY: *De chönntet s es jo gliich nid läse.*

P: Jo, säb isch ä wider woor. (Gelächter)

Die Einschätzung des Stellenwertes schriftlicher Kommunikation zeigt sich aber nicht nur in den Antworten auf explizit gestellte Fragen, sondern viel spontaner noch in der *Art*, wie die Mitarbeiter über die Schriftlichkeit im Betrieb *reden*. Das möchte ich an den folgenden transkribierten Gesprächsausschnitten zeigen:

Es spricht auch hier ein älterer Portier, der sich eine Ehre daraus macht, genau zu erläutern, wofür er im Zusammenhang des ganzen Betriebs schriftliche Fähigkeiten braucht und weshalb es so, wie es organisiert ist, gut organisiert sei.

Als jemand anruft und sich danach erkundigt, ob ein bestimmter Lieferant schon dagewesen sei, sagt der Portier zunächst am Telefon:

Grüezi / jo es isch eine doo gsii vo der Interrent / guet / und de *isch abgefahren, wieder weg ca. vor einer Viertelstunde / er hat abgeladen hier und ist wieder fort / guet, Wiederschauen, merci.*

Der Anrufer spricht offensichtlich hochdeutsch, so daß der Portier auch mehr und mehr auf Hochdeutsch umstellt. Anschließend wendet er sich an mich und sagt:

*Gsänd Si jetz, wie das wichtig isch, gsänd Si jetz Interrent, Ware zu Fricker, wenn ich das nid iiträge und es chunnt es Telefon, / so chan ich nur sääge, jo isch doo gsii, und me cha doch nid alles im Chopf inne bhalte, wenn so vil chömed, das isch äbe daas.*

Ich möchte die folgenden Beispiele im Moment nicht kommentieren und als Fazit festhalten: Meldungen, Scheine usw. dienen der Kontrolle und gewährleisten, daß alles in Ordnung ist. In eher grotesker Weise demonstriert dies das folgende Beispiel. Jemand erzählt:

Do häm mer eine ghaa, do isch d Großmueter drüü mool gstoerbe und de Vatter öppe sächs mool (...) da *häm mer de scho gmerkt*, was meined Si, *wenn de Schiin chunnt do*, die Schiin, oder er isch jo wider retour choo nid vo de Feerie, und de chunnt noch eme Monet chunnt wider s Telefoon, de Vatter sig gstoerbe nid, do han i dem gsäit: joo aber jetz chum i doch nümme noche, di Vatter isch jo scho lang beerdiget, da isch doch scho lang gsii, *Todesfall Vater isch gstande, das weiß i uuswändig uf eme Schiin* (...).“

Das Schreiben hat eine ausgeprägte „Do-it-yourself“-Komponente. Ob man mit Bleistift oder mit Tinte schreibt, ist eine Frage des Stadiums im Arbeitsprozeß, ist daneben aber auch von semiotischer Bedeutung.

Do het er jetz am Morge gsäit, (...) de XY hät Feerie, gsänd Si (...) *jetz isch aber der Schiin ersch jetz choo*, hüt het er aber der Rapport ghaa, jetz mues ich das *no ine schriibe mit Tinte*.

Man betrachtet Selbstgeschriebenes mit sehr viel größerem Stolz als einen Ausdruck des Computers mit demselben Inhalt. Etwa so, wie man lieber selbstgemachte Teigwaren als gekaufte Trokenteigwaren auftischt, auch dann, wenn sie keineswegs besser schmecken als die gekauften:

Oder das si eifach Biispil, wo me us Traditioon öppis macht und we me si wott abbaue, chöme alli andere, chöme die Argumänt, die Lüüt we die, die wo si mache (...) der Lagerchef, (...) dä het *jede Aabe hät är* (...) *uufgschribe*, wieviel Apparat vo welem Typ het er hüt spediert, het das Blatt Papiir (...) uf sin Pultrand gleit und wenn der Herr Diräkter nach im isch gange oder esoo, isch der Herr Diräkter bi im vorbii i sim Büro und isch ga die, dä Zedel aaluege, wivil isch hüt spediert woorde, us Tradition, *mer händ nachäne die gliiche Zaale* (...) *ganz genau ghaa* (...) das isch nie gluegt worde, sondern me het die Handliische gmacht no öppe zwöi Jaar lang, *wil der ander het Fröid ghaa, daß jetz der Herr Diräkter sis Wäärk* (...) *jede Taag persönlich aestimiert und das Blatt aluegt*.

Zusammenfassend kann man festhalten, daß, zumindest von der Einschätzung der Betroffenen her gesehen, keine Anzeichen dafür auszumachen sind, daß das Schreiben im beruflichen Alltag bald nicht mehr gebraucht würde. Die Schriftlichkeit hat vielmehr eine starke Position, die die Existenz von intersubjektivem Wissen konstituiert, und zwar mit schriftlichen Produkten der Sprachtätigkeit außerhalb des Bereiches expliziter Texte. Das sieht man, wenn man die konkreten Texte anschaut, die geschrieben werden.

(Schluß folgt)